



Nur seine Schuhe quietschen ab und an: David beim „Deaf Slam“-Workshop (l.). Sieger beim Abschluss-Slam am Sonntagabend: Dawai Ni Fotos (2): Miguel Ferraz



Applaus, das sind geschüttelte Hände

VORTRAG Dichtung, improvisiert, und manchmal nicht zu vernehmen: In Hamburg kamen Gehörlose und Hörende zusammen, um sich fit zu machen für einen gemeinsamen Poetry Slam. Den gewann ein Teilnehmer, der die Geschichte der Gebärdensprache wiedergab

VON AMADEUS ULRICH

David spricht fast geräuschlos, nur seine Sportschuhe quietschen ab und an bei all den flinken Bewegungen. Es sieht aus, als würde er tanzen. Seine Hände sausen umher, sie zeichnen, formen und gestalten. Wir sind in einem Kulturhaus im Hamburger Schanzenviertel. David ist 23, trägt eine Jeansjacke und einen Hut auf dem sonnengelben Haar. In diesem Augenblick gehört der Raum ihm. In seinem Gesicht zucken kleine Muskeln, sein Mund öffnet und schließt sich, als würden ihm Worte entweichen. Er improvisiert eine Geschichte – in Gebärdensprache: David ist seit seiner Geburt taub.

Als er seine Performance beendet hat, reißen etliche der Menschen ihm gegenüber ihre Arme nach oben, schütteln die Hände: die Geste für Applaus. Zwei Dolmetscherinnen übersetzen wiederum Davids Bewegungen, sodass diejenigen unter den Zuschauern, die keine Gebärdensprache können, es auch verstehen.

David ist an diesem Samstagvormittag einer von elf Teilneh-

mern des ersten Hamburger „Deaf Slam“-Workshops. Deaf Slam? Ein Dichterwettbewerb mit Hörenden und Gehörlosen, die mit erdachten Texten und ironischen Geschichten in je fünf Minuten um die Gunst des Publikums buhlen. Und vor allem um seinen Applaus.

Ende 2012 startete der Verein „Aktion Mensch“ einen bundesweiten Poetry-Slam-Wettbewerb in Gebärdensprache. Titel: „BÄÄM! Der Deaf Slam“. In Heidelberg, Berlin, Dortmund und München waren hörende und gehörlose Nachwuchspoeten bereits aufgerufen, gegeneinander anzutreten.

Genau darauf bereiten sich auch jene elf vor, die da am Samstagvormittag in dem Workshop zusammen gekommen sind. Sechs von ihnen sind taub, die anderen können hören. Bei manchen ist es die Mimik, an der auch ein Gebärdensprach-Laie einiges ablesen kann, bei anderen sind es die Gesten. Ein stetes Gewusel, ein Hin und Her, manchmal laut, dann wieder stumm. Aus Bewegungen erwächst Poesie.

Etwas so: Alle sitzen dicht gedrängt im Kreis, schauen sich an.

Jeder soll an etwas Witziges denken, und so lächeln, dass er alle anderen ansteckt. „Mir kommen gleich die Tränen“, gebärdet David, der Mann mit dem Hut, als er zu grinsen versucht.

Eine weitere Übung, etwas später, als alle wieder stehen: Mitten im Raum steht ein Barhocker, über den nun eine spontane Geschichte erzählt werden soll. Ein Teilnehmer gebärdet, wie ein großer Baum gefällt wird, um sich am Ende als Hocker unter dem Hintern eines Menschen wieder zu finden. Seine Hände flattern durch die Luft, schwer vorstellbar, dass das eine Sprache ist. Die Dolmetscherinnen kommen kaum hinterher. Dann breitet er seine Arme aus, blickt nach links, rechts und nach oben – und plötzlich ist er da: der Stamm, der unter den Hieben einer Axt birst, knackt und fällt.

„Wir sind nicht gleichgestellt“, gebärdet David, „das ist Fakt“

Die 21-jährige Lumen ist in dem Workshop in der Minderheit: Sie beherrscht die Gebärdensprache nicht, kann hören. Auf ein Debüt als Poetry-Slammerin aber warte sie schon lange. „Mich hat Gebärdensprache immer fasziniert“, sagt sie später, als die Gruppe sich verstreut. Die Sprache berge so viel in sich. Flugs zeigt Lumen eine Bewegung, die sie heute gelernt hat: Ihre Hand formt einen Halbkreis und stößt dann auf die andere. Auf Wiedersehen, heißt das. „Ich gehe mit einer Flut an Eindrücken nach Hause“, sagt sie noch.

David wiederum sitzt nach dem Workshop auf einer Bank im Viertel. Eine Dolmetscherin ist dabei, übersetzt die Fragen in Gebärden. Am nächsten Tag auf der Bühne, sagt David, wolle er von einer Frau erzählen: Sie hat einen Unfall, ertaubt, kann sich nicht mehr mit Lautsprache artikulieren und verfällt in Depressionen.

Doch möchte er zeigen, dass sie keinen Grund hat, sich zu grämen: Gewiss sei die Situation in Deutschland für Gehörlose nicht perfekt. Im Fernsehen gebe es zu selten Untertitel. Und an den

Bahnsteigen verpasse man oft den Zug, weil man die Ansagen nicht höre. Für David ein besonderes Hindernis, denn er fährt von seiner Heimatstadt Köln meist mit dem Zug bis ins schleswig-holsteinische Rendsburg, wo er seinen Ausbildungsplatz hat, als sozialpädagogischer Assistent. Es gebe auch zu wenig Dolmetscher und überhaupt werde die Gebärdensprache nicht ausreichend akzeptiert. „Wir sind nicht gleichgestellt“, gebärdet David, „das ist Fakt.“

„Wir sind ganz normale Menschen, nur fehlt uns halt ein Sinn“, fährt er fort. „Aber das ist nicht schlimm.“ Und die Gebärdensprache sei eine Sprache wie alle anderen auch. Das zeigt sich am nächsten Tag: Am Sonntagabend endet der Workshop mit einem richtigen Slam auf einer der Bühnen des Kulturhauses. Der Salon ist proppenvoll, so viele Zuschauer sind gekommen, Hörende und Gehörlose.

Was das Publikum in den folgenden zwei Stunden erlebt, sind ganz unterschiedliche Auftritte, vorgetragen mit Eleganz und Schauspiel, mal witzig, mal ernst, mal traurig. Sie handeln von Ras-

ismus oder auch von Dracheneiern – und besonders oft von der Schwierigkeit, als Gehörloser in einer Welt voller Klänge zu leben.

Der erste, der an diesem Abend auftritt, gewinnt am Ende auch Hamburgs ersten Deaf Slam: Dawai Ni, der in nur fünf Minuten die Geschichte der Gebärdensprache erzählt und dabei gefühlt jeden seiner Muskeln benutzt, als sei es ein Klacks. Als es ins Stechen geht, das Publikum ein letztes Mal seinen Favoriten wählen darf und von den Stühlen springt, Dawai prompt auf ein Meer aus Händen blickt, die ihn zum Sieg und somit ins Finale klatschen, schießen ihm Tränen in die Augen.

Dann fallen noch allerlei lobende Worte. Was Inklusion bedeute und wie wichtig sie sei. Wie schön dieser Abend und der Workshop gewesen seien. Aber eigentlich braucht es diese Worte gar nicht: Ein Blick in die Gesichter ringsherum reicht völlig.

Finale: 13. April, Hamburg, Festplatz Nord. Der Gewinner nimmt an einem Slam in New York teil. Internet: www.aktion-mensch.de/filmfestival/deafslam

Dramaturgien der Bürokratie

DOKUMENTARTHEATER Wenn ein „szenisches Forschungsvorhaben“ das Publikum bis in den Behörden-Dachstuhl treibt: Hans-Werner Kroesingers „Arbeit Macht Glück“ im Bremerhavener Amtsgericht

Zur Arbeit gäbe es viel zu sagen, Franz Kafka allerdings fiel einem vielleicht nicht als erstes ein. Dass er in „Arbeit Macht Glück“ von Regisseur Hans-Werner Kroesinger dennoch den Auftakt macht, lässt auf eine eher assoziative Herangehensweise schließen. Davor steht natürlich erstmal der Titel, der an nationalsozialistische Parolen denken lässt, denen zufolge Arbeit angeblich frei mache. Und nun also Glück? Oder ist das ein Missverständnis, und eigentlich geht's doch um den Dreiklang Arbeit, Macht und Glück?

Kroesinger schlägt mit seinem neuen Stück, das jetzt im Bremerhavener Amtsgericht ur-

aufführung hatte, einen weiten Bogen. Von Kafka geht es weiter über den Terroranschlag auf das Linienschiff „Mosel“ und den Prozess gegen einen mutmaßlichen Plünderer im Zweiten Weltkrieg, die Geschichte von Melvilles Arbeitsverweigerer Bartleby über Schillers „Glocke“, Michel Foucault, die Erinnerungen einer ukrainischen Zwangsarbeiterin und Beiträgen des Produktionsteams bis hin zur Sisyphos-Saga in der Fassung von Heiner Müller: alles vorgetragen auf einer Wendeltreppe, die in die höchsten Höhen des Dachgestühls führen.

Zwei Stunden lang wird das Publikum durch das Gerichtsge-

bäude geführt, die Justizvollzugsanstalt liegt übrigens gleich nebenan, durch Gänge und Säle, bis ganz hinauf, wo das papierne Gedächtnis des Amtsgerichts liegt.

Im Apparat der Macht

Aber was hat das alles eigentlich mit Arbeit zu tun? Kroesinger wird im Programmheft damit zitiert, er nehme keine Standpunkte ein, es gehe darum, „den Mechanismus durchschaubar zu machen, in dem man agiert“. Er greift Dramaturgien der Bürokratie auf: das Warten auf unbestimmte Zeit, das geschäftige Eilen über die Gänge, mit Akten unter Arm oder ohne. Er legt Ma-

terial vor, das es dem Zuschauer überlässt, die Zusammenhänge herzustellen.

Der Zusammenhang zwischen Arbeit und dem Ort der Inszenierung ist offensichtlich: Wir befinden uns im Apparat der Macht. Sascha Maria Icks, Kika Schmitz und Andreas Möckel verkörpern diese Sphäre in strengen Büro-Uniformen, kommandieren höflich, aber bestimmt treppauf, treppab, teilen das Publikum zwischendurch in kleine Gruppen auf und führen es wieder zusammen.

Es ist, wie die Mühlen der Bürokratie, kein lautes Geschehen, kein rasantes. Kroesinger hat einen Abend von eher stiller Inten-



Stille Intensität: die Darsteller im Treppenhaus Foto: Heiko Sandelmann

sität geschaffen, der die Aura des Ortes aufnimmt, die Strenge, die Sachlichkeit, die ja immer wieder auch bizarre Blüten treibt.

Am Ende, unterm Dach, inmitten des Gedächtnisses des Amtsgerichts, fallen dann übrigens doch noch die berechtigten Worte: Andreas Möckel spricht sie, als lese er aus einer Akte vor: „Arbeit macht frei – oder?“

Arbeit, so wäre das zu verstehen, ist nicht ohne ihre gesellschaftlichen Bedingungen zu begreifen, die bis tief in das Private hinein wirken – vor allem heute. Aber das ist eigentlich weniger interessant als die Inszenierung, die die Aura ihres Ortes wirken lässt und über zwei Stunden lang Spannung hält. **ANDREAS SCHNELL**

Nächste Aufführungen: 10 und 13. April, 19.30 Uhr, Amtsgericht Bremerhaven, Nordstr. 10. Internet: www.stadttheaterbremerhaven.de